

7 Dialekt und Standard aus der Perspektive der Lernenden

Versteht man Spracherwerb als soziokognitiven Prozess, der von Erfahrungen, kognitiven Mechanismen und sozialer Interaktion beeinflusst wird, so darf auch die aktive Mitgestaltung und Wahrnehmung dieser Erfahrungswelt durch die Zweitsprachbenutzenden nicht vernachlässigt werden. Diese setzen sich mit ihrer Sprachumgebung auseinander und bauen dabei auch bestimmte Einstellungen über die beteiligten Codes auf (zum Konzept und der Erforschung von *learner beliefs* vor allem im gesteuerten Umfeld siehe Kalaja et al. 2018). Preston (2018: 375) spricht bei dem, was Personen über Sprache sagen oder meinen, von *language regard*, womit er Einstellungen und Ideologien zusammenfasst. Die Wahl von oder die Entscheidung für Dialekt oder Standard und der damit verbundene Blick auf Sprache aus der Perspektive der Allochthonen ist in vielerlei Hinsicht bedeutsam. So gilt für Autochthone Dialektsprechen etwa als wesentliches Merkmal der Zugehörigkeit zum Deutschschweizer Lebensraum. Die Kenntnis und normgerechte Verwendung dieses Codes kann sodann als soziales Ein- bzw. Ausschlusskriterium gelten, da Sprache häufig als ein wichtiger symbolischer und indexikalischer Marker zur Unterscheidung von Mitgliedern einer In- und Out-Group herangezogen wird (Gumperz 1982; Giles & Maass 2016; Keblusek et al. 2017). Nicht-dialektales Sprechen kann in diesem Sinne jemanden als nicht-zugehörig, d. h. als Mitglied der Fremdgruppe, markieren. Dialektale Elemente signalisieren an sich die Vertrautheit mit der Schweiz; werden sie allerdings auf eine Art und Weise eingeführt, die den Normen der umgebenden Sprachgemeinschaft widersprechen, kann dies ebenfalls als deutliches Zeichen für Allochthonie betrachtet werden. Die mit der Verwendung von Dialekt und Standard verbundenen Einstellungen und Ideologien und der Umgang mit ihnen aus der Perspektive der Lernenden steht im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen.

In den vorangehenden Kapiteln wurde aufgezeigt, dass Personen, die sowohl Dialekt wie auch Standard als Zweitsprache lernen und benützen, die beiden Codes vielfach nicht in vergleichbarem Maße strikt auseinanderhalten wie die umgebende Deutschschweizer Sprachgemeinschaft. Bei vielen der interviewten Personen kann ein beträchtlicher Graubereich beobachtet werden. Nichtsdestoweniger gibt es auch allochthone Sprecher/-innen, die die Trennung von Dialekt und Standard sehr konsequent praktizieren. Ob sich Allochthone für Dialekt oder Standard oder für ein kommunikativ funktionierendes, wenn auch normwidriges Mischen entscheiden, hängt vor allem davon ab, wie sie die Gebrauchsnormen der umgebenden Sprachgemeinschaft wahrnehmen und mit ihren eigenen Spracheinstellungen vereinbaren können, denn der Zugang ist im Deutschschweizer All-

tag grundsätzlich zu beiden Codes gegeben. Deshalb soll nun in einem ersten Schritt betrachtet werden, welche Bewertungen von Dialekt und Standard die allochthonen Sprecher/-innen aufbauen. Des Weiteren wird beleuchtet, wie sie sich gegenüber den autochthonen Vorstellungen zur Verwendung und zum Stellenwert von Dialekt und Standard positionieren und welche Auswirkungen dies auf ihre eigene Sprachverwendung hat bzw. ihren Spracherwerb beeinflusst. Die objektiv beobachteten Daten zum Sprachgebrauch sollen somit an dieser Stelle durch die subjektiven Wahrnehmungen der Zweitsprachbenutzenden ergänzt werden.

7.1 Dialekt und Standard als Objekte der Bewertung

Die Forschung zu Spracheinstellungen und Sprachideologien hat in den letzten Jahren verstärktes Interesse auf sich gezogen. In der vorliegenden Arbeit werden Spracheinstellungen nach der Definition für *language attitudes* von Garrett (2010: 20) als ein Konstrukt definiert, das Sprachen oder Sprachvarietäten als soziales Objekt bewertet. Ihre Untersuchung „provides a backdrop for explaining linguistic variation“ (Garrett 2010: 15). Im Falle von Sprachlernenden und auch Zweitsprachgebrauchenden stellt die Betrachtung von Spracheinstellungen einen interessanten Ausgangspunkt dar, um zu analysieren, wie sie die Zielsprachen und Zielvarietäten wahrnehmen und bewerten und inwiefern ihre Evaluationen den Sprachgebrauch, aber auch den Spracherwerb beeinflussen (Schleef 2022).

Im Zuge des Spracherwerbsprozesses werden einzelne Einstellungen und sprachliche Ideologien der Umgebungsgemeinschaft miterlebt und zugleich selbst aufgebaut. Zweitsprachbenutzende können sich an den sozio-indexikalischen Bedeutungen der autochthonen Sprecher/-innen orientieren, müssen diese jedoch nicht zwangsläufig deckungsgleich konstruieren. So gibt etwa im österreichischen Kontext ein Matched-Guise-Experiment mit Zweitsprachlernenden ebenso wie mit eingestammten Personen Hinweise darauf, dass die Zuordnung von funktionalem Prestige – wie es für die Varietäten in Österreich typisch ist – bei Zweitsprachlernenden nicht gleichermaßen ausgeprägt ist: Für Österreicher/-innen besitzt der Dialekt besonders auf der Ebene der sozialen Attraktivität hohen Wert, während Standard auf der Kompetenzebene punkten kann. Zweitsprachbenutzende offenbaren etwas weniger funktional differenzierte Bewertungen, die Dialektsprecherinnen und -sprechern allgemein etwas schlechtere Bewertungen zukommen lässt (Ender et al. 2017).

Vor dem Hintergrund der kollektiven Wertvorstellungen der Schweizer Umgebungsgemeinschaft gegenüber der Trennung von Dialekt und Standard und der spezifischen Funktionszuweisung bauen Zweitsprachlernende Einstellungen auf, die sich auf verschiedene Dimensionen der involvierten Codes beziehen können.

So kann zunächst die Ästhetik der Sprachen bzw. Varietäten, ebenso aber auch ihr Schwierigkeitsgrad beurteilt werden. Zweitsprachlernende und -gebrauchende entwickeln zudem unterschiedliche Einstellungen zum Nutzen und zur Notwendigkeit, die Zweitsprache zu lernen (Culhane 2004; Gardner 1979; 1985). Der Status und die Bedeutung der Sprache(n) für ein Individuum „derives in a major way from adopted or learned attitudes“ (Baker 1988: 112). Was Laien – Muttersprachler/-innen wie Zweitsprachgebrauchende – über Sprachen annehmen und von ihnen halten, kann grundsätzlich ein wichtiger Ausgangspunkt für ihr Verständnis von Kultur und für ihren Sprachgebrauch sein (Niedzielski & Preston 2000; Garrett 2010) und im Falle von Sprachlernenden auch Phänomene ihres Sprachlernprozesses (mit-)erklären.

Bezüglich der Betrachtung von Spracheinstellungen wird seit langem die Mehrdimensionalität des Konstrukts betont. Es wird vielfach davon ausgegangen, dass Einstellungen komplexe mentale Einheiten sind, die in unterschiedlichem Ausmaß aus kognitiven, emotiven und konativen Komponenten bestehen, welche die Auseinandersetzung von Personen mit den entsprechenden Referenten beeinflussen, d. h. mit Sprachen oder ausgewählten Ebenen davon, mit Varietäten, mit dem Verhältnis von Varietäten zueinander, mit Sprachbenutzer/-innen usw. (Preston 2003; Garrett 2010). Die verschiedenen Komponenten interagieren miteinander, wobei beispielsweise Deprez & Persoons (1987: 125) auch von einer logischen Chronologie ausgehen:

[...] before somebody can react consistently to an object, he first has to know something about it. Only then he evaluates the object positively or negatively. Finally, this knowledge and these feelings are accompanied by behavioural intentions.

Dass Wahrnehmungen auf Seiten der Sprecher/-innen und/oder Hörer/-innen zu Kategorienbildungen von Dialekten führen und diese in weiterer Folge Bestandteile von mentalen Modellen werden, zeigt etwa auch Berthele (2006: 171) mit einer Studie zur synästhetischen Wahrnehmung von Varietäten in der Deutschschweiz und zu den potentiellen Verbindungen zwischen Attribuierungen und Evaluierungen. So wurde etwa Berndeutsch sehr stereotyp als weich, blumig, langsam, breit, gemütlich, ruhig und schön beschrieben. St. Gallerdeutsch hingegen und sehr ähnlich auch hochdeutsche Standardsprache wurden typischerweise als klar, schnell, eckig, kantig, komplex, scharf, genau, richtig und schroff bezeichnet.

Der Aufbau von Einstellungen setzt voraus, dass das Objekt der Bewertung wahrgenommen und eingegrenzt werden kann. Für Schweizer/-innen stellen Dialekt und Standard produktiv wie rezeptiv klar trennbare Entitäten dar. Daneben existiert auch noch die Vorstellung, dass die beteiligten Codes sehr unterschiedliche Merkmale aufweisen und stärker zwei eigenen Sprachen als zwei Varietäten

entsprechen. Diese Vorstellung wird in der sprachwissenschaftlichen Diskussion über die Verbindung zwischen Dialekt und Standard im Deutschschweizer Kontext (siehe hierzu den Abschnitt 2.2 zum Sprachlern- und Sprachgebrauchskontext) stärker von der Bilingualismusposition aufgegriffen. Aufbauend auf der großen wahrgenommenen Differenz, die mit weiteren Wahrnehmungs- und Gebrauchskomponenten zusammenwirkt, wird Standardsprache nämlich von Schweizerinnen und Schweizern häufig als Fremdsprache bezeichnet (Hägi & Scharloth 2005; Ender & Kaiser 2009; Studler 2017).

In wahrnehmungsdialektologischen Untersuchungen zeigt sich darüber hinaus, dass Schweizer Sprecher/-innen abhängig vom Kontakt mit und der Präsenz von Dialekten objektiv beobachtbares Dialektdetailwissen erwerben (Christen 2015: 150). Unterschiede und Ähnlichkeiten können zwar mit variierender Detailliertheit benannt werden, gleichzeitig besitzen die Befragten aber auch ein Bewusstsein dessen, welche Merkmale in der Schweiz relativ breit oder nur sehr eng und lokal verbreitet sind. Darauf aufbauend scheint sich ein Verständnis von „richtigem“ Dialekt im Verhältnis zu „Normalschweizerdeutsch“ zu etablieren (Christen 2015).

Untersuchungen zu Fremd- oder Zweitsprachlernenden und Dialekten sind bislang rar. Lam & Grantham (2014) bringen interessante Ergebnisse aus wahrnehmungsdialektologischen Experimenten rund um Wenkersätze mit 20 Probandinnen und Probanden aus dem gesteuerten Deutschlernkontext in Kanada in die Diskussion mit ein. Die Deutschlernenden mussten ausgewählte Wenkersätze aus sechs verschiedenen Dialektgebieten von Standardsätzen unterscheiden. Des Weiteren erledigten sie eine Verstehensaufgabe und füllten schließlich bei kurzen Ausschnitten aus dem Zwierner Korpus ein semantisches Differential (angelehnt an die Methodik von Plewnia & Rothe 2009) aus. Ihre Ergebnisse zeigen, dass die Studierenden grundsätzlich über eine hohe Diskriminierungsfähigkeit verfügten, die sich jedoch mit steigendem Sprachniveau noch verbesserte. Das Verstehen war über alle beobachteten Sprachniveaus (A2 bis B2) bei allen Dialektproben gering. Ungeachtet ihrer angenommenen Vorurteilsfreiheit bewerteten die Studierenden die einzelnen Dialekte im semantischen Differential unterschiedlich, was die Autor/-innen rückschließen ließ, dass die Personen insbesondere die lautlichen Eigenschaften der einzelnen Dialekte unterschiedlich beurteilten. Diese Lernenden hatten jedoch vor dem Experiment vor allem Kontakt mit einem einzigen Referenzdialekt (in diesem Falle Standarddeutsch). Inwiefern sich Diskriminationsfähigkeit ausbildet, wenn im Lernprozess von Anfang an mehrere Dialekte präsent sind, kann deshalb nicht eingeschätzt werden.

Wie die Zweitsprachlernenden in der vorliegenden Studie die Entfernung zwischen Dialekt und Standard einschätzen und an welche konkreten Merkmale sie dies knüpfen, wurde insbesondere mit den folgenden beiden Fragen erhoben:

- „Wie finden Sie den Unterschied zwischen Dialekt und Hochdeutsch? Eher groß oder eher klein?“
- „Was finden Sie typisch Schweizerdeutsch bzw. typisch für den Dialekt aus Ihrer Gegend (Bern oder Aargau)? Was finden Sie typisch Hochdeutsch?“

Daran wurde jeweils zunächst von der Standardsprecherin, dann von der Dialekt-sprecherin mit diesen Fragen angeknüpft:

- „Gefällt Ihnen Hochdeutsch?“
- „Gefällt Ihnen Schweizerdeutsch?“

Die Frage zum Unterschied beantworteten 14 Personen mit einer ganz eindeutigen Entscheidung für „groß“. Vier gaben keine explizit entscheidende Antwort, wobei zwei Personen im weiteren Verlauf konkrete Merkmale benannten. Nur zwei Personen sprachen sich für einen kleinen Unterschied aus. Dass jedoch die Frage der Relation – d. h., was genau bedeutet ein großer oder kleiner Unterschied – sehr stark variieren kann, verdeutlicht die Antwort von Julio, der den Unterschied nicht so groß, aber auch nicht so klein findet.

Ausschnitt 12: „Nid so groß und nid so klein“ Julio (14:08)

(I-S = Standard sprechende Interviewerin, Jul = Julio, Erstsprache: Portugiesisch)

- 01 I-S: wie gross finden sie den unterschied zwischen HOCHdeutsch=
- 02 oder WIE finden sie den unterschied zwischen hochdeutsch
- und dialekt?
- 03 finden sie den eher GROSS (-) oder eher KLEIN?
- 04 Jul: nää (-) ich find aso NID so gross und NID so klein.|
- 05 ich meine für EIne::
- 06 wo HOCHdeutsch kennen,::
- 07 er kennt auch SCHWIIzerdütsch.|
- 08 er versteht das si= so SCHO oder?|
- 09 gibt_s viel DEutsche,::
- 10 wo WOTT das nid verstehen;::
- 11 wott dass man die schwiizer AUCH hochdeutsch reden oder;|
- 10 das man KENnen au oder-|
- 11 aber ich kennen NID so viel unterschiede.|
- 12 GIBT_s scho unterschiede,|
- 13 aber wenn mon= wenn men (.) jetzt DRÜ worte oder drei worten
- und es (.) VORne und hinten isch gleiche,::
- 14 dann kommt das au die MITte oder;|

Er plädiert hierbei für eine gegenseitige Verständlichkeit innerhalb des deutschen Sprachraums, die er im Anschluss an den ausgewählten Abschnitt dann mit der Sprachsituation der romanischen Sprachen und etwa der Nähe zwischen Portugie-

sisch und Spanisch vergleicht. Das wiederum lässt vermuten, dass er trotz seines Votums für relative Nähe schweizerische Dialekte und Standarddeutsch dennoch als eigene Sprachen betrachten könnte. Denn den jeweiligen Status als romanische Einzelsprachen würde er wohl bei Spanisch oder Portugiesisch trotz der teilweise vorhandenen Möglichkeiten der Interkomprehension nicht in Abrede stellen. Die Wahrnehmung, dass Dialekt und Standard in der Schweiz unterschiedliche Sprachen sind, äußert er jedoch nicht explizit.

Die Mehrzahl der Lernenden zeigt jedoch eine deutlich geringere Toleranz gegenüber den sprachlichen Differenzen und betont zumeist ganz global eingeschätzt den Unterschied. Manche unterstreichen jedoch ganz explizit, dass sie Dialekt und Standard als zwei verschiedene Sprachen wahrnehmen. Besonders vehement vertritt Jean diese Haltung, was hier genauer dargestellt werden soll.

Ausschnitt 13: „Es ist eine andere Sprache.“ Jean (27:08)
(Jea = Jean, Erstsprache: Englisch)

```

01  Jea:    und man soll AUfhören mit diesem quatsch-:
02          dass das diaLEKT ist.|
03          es ist eine ANDere sprache,|
04          das ist (-) ihr seid BEIde linguistinnen-|
05          das ist KEIN gemeinsame sprache.|
06          es ist und für lernende (.) auf alle fälle ist das= soll
          man NICHT von dialekt sprechen;|
07          ich bin WIRKlich überzeugt,|
08          ah ich habe auk ANDeren (-) sehr gut beobakten können und (--) ja.|
09          aber Eben-|
10          ich hätte (.) das wirklich unterSCHEIden sch= sollen.|
11          meine strateGIE,:
12          ich habe es nur im NAKinein gesehen,:
13          meine strategie war VERstehen (.) NICHT verstehen.|
14          es war binÄR (.) binar (--) ja oder nein.|
15          und das war nicht RIChtig,:
16          weil ich konnte nicht unterSCHEIden,:
17          was dialekt WAR-:
18          was HOCHdeutsch auf der SCHWEIzer art ist-:
19          und was (.) hochdeutsch in DEUTSCHland war,|
20          ich konnte DIEse unterschiede nicht machen,|
21          und die sind HILFreich.|
22          und niemand hat (--) ja AB und zu hat jemandem das gesagt.|
23          aber weil= ich bin überZEUGT-:
24          dass weil diese unterschiede nicht wirklich KLAR gemacht
          worden sind,:
25          habe ich wirklich eine SCHWErere zeit gehabt.|

```

Jean sieht in der Bezeichnung *Dialekt* die Gefahr, dass diese für Lernende irreführend sein könnte und die Unterschiede zu wenig fokussieren würde. Sie hätte es – wie sie ab Z. 20 – betont, als förderlich empfunden, wenn sie gerade zu Beginn des Erwerbsprozesses mehr explizite Hilfestellung bei der Unterscheidung der Codes erhalten hätte.

Auch andere Teilnehmer/-innen vertreten die Haltung, dass man im Schweizer Kontext mit zwei Sprachen konfrontiert ist. Exemplarisch sollen hier noch James und Yagmur genannt werden. Beide reagieren mit etwas Unverständnis, dass es nicht auf der Hand liegen soll, trotz der gemeinsamen Bezeichnung *Deutsch* zwischen zwei verschiedenen Sprachen zu unterscheiden.

Ausschnitt 14: „Wie eine andere Sprache“ James (11:15)

(I-S = Standard sprechende Interviewerin, Jam = James, Erstsprache: Englisch)

- 01 I-S: und wie groß finden sie den UNTERSchied zwischen
 02 dialekt und hochdeutsch?
 03 Jam: finden sie den GROSS oder eher KLEIN?
 04 Jam: zwischen SCHWEIzerdeutsch und HOCHdeutsch?|
 05 I-S: ja zwischen SCHWEIzerdeutsch und HOCHdeutsch.
 06 Jam: ja am ANfang ist ah pff (.) ja wie ein ander SPRACH-| (lacht) (-)
 07 und JETZT ich ich glaub-::
 08 ich versteh viel (.) von (-) de KINder auch und (.) ja; (--)|
 09 ja ich GLAUB-::
 10 ich kann viel schweizerdeutsch besser verstehen JETZT
 11 als (-) VORher.|

Ausschnitt 15: „Das sind andere Sprachen.“ Yagmur (28:10)

(Yag = Yagmur, Erstsprache: Türkisch)

- 01 Yag: Anders also;|
 02 SCHWEIzerdeutsch is einfach (.) schweizerdeutsch,::
 03 das sind andere SPRACHE,|
 04 und hochdeutsch ist ein ANDere sprache;::
 05 und was ist denn HOCHdeutsch?::
 06 das ist wieder andere geSCHICHte in sich oder?|
 07 auch DAS ist nicht überall das gleich.|

Insgesamt ist die Mehrzahl der befragten Lernenden von einem großen Unterschied zwischen Dialekt und Standard überzeugt und vertritt auch die Auffassung, dass es sich um zwei getrennte Sprachen handelt, die deutliche Parallelen mit der Einstellung der Muttersprachler/-innen zu Standard als erste Fremdsprache enthält (Hägi & Scharloth 2005; Studler 2017). Auf die konkrete Frage hin, was denn genau den Unterschied zwischen Dialekt und Standard ausmachen würde

bzw. typisch Schweizerdeutsch oder typisch Hochdeutsch wäre, nennt beinahe die Hälfte der Lernenden zumindest ein konkretes, aber vergleichsweise willkürliches Charakteristikum:

- die Beobachtung, dass Wörter im Dialekt kürzer seien (Arbid, Rezart und Aylin)
- unterschiedliche lexikalische Einheiten: *Velo* vs. *Fahrrad*, *Natel* vs. *Handy* (Behar) oder *uche* ‚hinauf‘ und *ache* ‚hinunter‘ (Aylin)
- die Häufigkeit von *li*-Verkleinerungsformen im Dialekt (Stan und Ahmed)
- die Nicht-Existenz des Präteritums im Alemannischen „Wo bisch du gsi?“ bedeute „Wo warst du?“ (Julio)
- die Nicht-Existenz des Futurs im Dialekt (Stan)
- die Auffälligkeit des stimmlosen uvularen Frikativs [x] im Dialekt (Ahmed)
- das Wegfallen von Problemen mit *der*, *die*, *das* im Dialekt (Beth)
- andere Wortstellung in Dialekt und Standard (Beth)

In der Mehrzahl der Fälle werden jedoch keine konkreten Merkmale, sondern nur allgemeine Einschätzungen wie „Der Ton/die Stimme ist anders.“ (Milot und Laura) oder „Es ist anders.“ (Yagmur oder Behar) genannt. In vielen Fällen erfolgt bei der Frage nach dem Unterschied keine Nennung konkreter sprachlicher Merkmale, sondern es werden einzelne Einschätzungen und Einstellungen gegenüber den beiden Codes geäußert, die im Wesentlichen den drei Kategorien (Wohl-)Klang, Schwierigkeit und Notwendigkeit zugeordnet werden können. Bestimmte Attribute oder bewertende Beschreibungen fallen allerdings spätestens dann, wenn die Interviewerinnen jeweils fragen, ob Dialekt oder Standard gefallen würde. Diese drei Kategorien, die sich aus der Analyse der Bewertungen ergeben haben, erscheinen jedoch auch vor dem existierenden Hintergrund zu Spracheinstellungen als wertvolle Gruppen. Gerade im Kontext von muttersprachlichen Laien werden Varietäten häufig auf ihren Wohlklang hin bewertet (Berthele 2006). Die wahrgenommene Schwierigkeit von Sprachen/Varietäten und damit auch der wahrgenommene Erfolg spielt auch in Modellen zur mehrsprachigen Kompetenz eine entscheidende Rolle (Herdina & Jessner 2002) und im Zusammenhang mit Sprachlernmotivation spielt natürlich auch die instrumentelle Seite und die wahrgenommene Notwendigkeit eine wichtige Rolle (Gardner 1985).

Stellt man nun die genannten Bewertungen zu Dialekt und Standard in den drei Kategorien gegenüber, führt dies zu sehr interessanten Kontrasten. Sämtliche hier in weiterer Folge illustrierten Beschreibungen finden sich zusammengefasst und gegliedert nach Teilnehmer/-innen in einer Tabelle im Anhang. Je häufiger ein Attribut genannt wurde, desto größer fällt seine Abbildung in den jeweiligen Wortwolken aus. Wortwolken sind zwar kein traditionell etabliertes Vorgehen für die Präsentation von sprachbezogenen Einstellungen, können aber für den

Versuch, die semantische Exploration der Interviewdaten bildlich darzustellen, gute Dienste leisten.

In einem Teil der Spracheinstellungen wird ausgedrückt, wie die Zweitsprachlernenden die beiden Codes in Bezug auf ihr lautliches Erscheinungsbild wahrnehmen. Dabei werden Bewertungen, wie Dialekt und Standard klingen oder noch allgemeiner, wie sie gefallen, zusammengefasst. Diese Beurteilungen sind über die Dimension (Wohl-)Klang verbunden und in der folgenden Abbildung dargestellt.

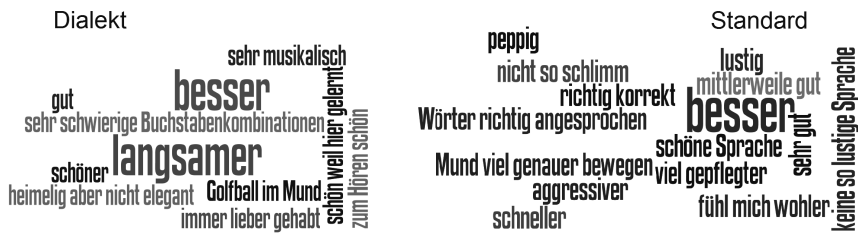


Abb. 7.1: Gegenüberstellung der Einstellungen zum (Wohl-)Klang von Dialekt links und Standard rechts

Es überrascht nicht, dass sich diese Beschreibungen auf der oberflächlichsten Ebene teilweise überlappen: Manche finden den Dialekt schöner oder er gefällt ihnen besser, während andere dasselbe für Hochdeutsch angeben. Wenngleich sich somit sehr allgemeine Bewertungen über den Wohlklang von Dialekt oder Standard beinahe die Waage halten, sind insbesondere die Attribute abseits dieser allgemeinen Einschätzung sehr interessant. Hier zeigt sich, dass sich die Beschreibungen stark voneinander abheben, wenn Dialekt etwa als „heimelig“ und „musisch“, „langsam“ oder „mit einem Golfball im Mund“ gesprochen beschrieben wird, während Standard „gepflegt“, „richtig“, „mit genau bewegtem Mund“ gesprochen und „aggressiver“ zu klingen scheint. Diese Wahrnehmungen und Einschätzungen der Lernenden decken sich damit teilweise mit den Beschreibungen von Berndeutsch vs. Hochdeutsch, die Berthele (2006: 171) beschreibt.

Für diese Überlappungen bei autochthonen und allochthonen Personen können verschiedene Gründe in Erwägung gezogen werden. Zum einen können Lernende im Erwerbsprozess Einstellungen von der umgebenden Sprachgemeinschaft übernehmen. Ebenso ist es natürlich denkbar, dass die Einstellungen, wie es bereits Berthele (2006) anspricht, auch auf akustisch wahrnehmbare Unterschiede zurückzuführen sind. Für die hier genannten Beispiele wäre in vielen Fällen beides denkbar. Für die Annahme, dass nicht nur Letzteres zutrifft, sondern dass Anteile

davon durchaus erworben sind, spricht die Beobachtung, dass vorwiegend Personen mit längerer Aufenthaltsdauer und mehrheitlich mit intensiverem Kontakt mit der Schweizer Umgebung solche Attribute äußern.

Bei der Einordnung von Dialekt und Standard nehmen die Zweitsprachbenutzenden zudem Bewertungen über ihre jeweilige Schwierigkeit vor. Bei deren Repräsentation in Abbildung 7.2 fällt auf, dass zwar auch Dialekt von manchen Sprecherinnen und Sprechern als schwierig und kompliziert wahrgenommen wird, dass jedoch beim Standard nur dementsprechende Bewertungen erfolgen und Einstufungen wie „einfacher“ oder „Grammatik ist nicht so wichtig“ für den Standard gar nicht vorgenommen werden.



Abb. 7.2: Gegenüberstellung der Einstellungen zur Schwierigkeit von Dialekt links und Standard rechts

Diese Beurteilung, dass Hochdeutsch „schwierig“ sei, ergänzt auch die stark normorientierten Aussagen, dass der Standard richtig, gepflegt und präzise sei und aus „richtig ausgesprochenen Wörtern“ bestehe. Im Gegensatz dazu wird Schweizerdeutsch nicht nur als langsam und musikalisch, sondern eben auch als einfacher wahrgenommen. Dieses Argument ist Autochthonen ebenfalls nicht fremd. Die Tatsache, dass Hochdeutsch die standardisierte Varietät darstellt, unterstützt im Rahmen der Standardsprachideologie (Lippi-Green 1997; Maitz & Elspaß 2011) immer wieder die Annahme, dass ein Dialekt keine Grammatik habe. Das Fehlen einer Grammatik wiederum, die für Normen und Konventionen steht, führt zur Wahrnehmung, dass Dialekt einfacher sei.

Als ein zwar anekdotisches, aber typisches Beispiel für eine solche Haltung (vgl. etwa auch Siegel 2006: 161) fungiert der nachfolgende Kommentar. Als Reaktion auf einen Tagesanzeiger-Artikel vom 30. August 2016, in dem die Kartendarstellung

von Ergebnissen aus einem Dialekt-Quiz präsentiert wurden, postete ein Schweizer Zeitungsleser:¹

Das Schweizerdeutsch ist keine Sprache, es ist ein Dialekt (ohne Regeln der Orthographie und der Grammatik, die für eine Sprache typisch sind).

Entsprechend dieser Stellungnahme wäre es offenbar charakteristisch für Dialekte, über keine Orthographie und keine Grammatik zu verfügen. Mangels Standardisierung wird fälschlicherweise darauf geschlossen, dass es gar keine Regeln gibt. Angesichts von mangelnden Nachschlagewerken und fehlender Normierung erscheint es jedoch auch nicht abwegig, dass Dialekt als schwierig zu lernen dargestellt wird – es sei hier nur auf Jeans Wahrnehmung vom Dialekt als „Geheimsprache“ (Ausschnitt 22) vorausgewiesen. Während Hochdeutsch im Unterricht und durch Bücher vermittelt wird, ist Schweizerdeutsch über solche Wege schwerer zugänglich.

Wenngleich im Zusammenhang mit der Standardsprachideologie häufig eine Stigmatisierung oder Marginalisierung der Non-Standard-Varietäten einhergeht, gestaltet sich die Schweizer Situation aus Sicht der Zweitsprachbenutzenden doch etwas anders. Die Einschätzungen, die zur Notwendigkeit oder Relevanz von Dialekt und Standard getätigt werden, sind in der nachfolgenden Abbildung 7.3 dargestellt. Sie sprechen dem Dialekt eine hohe Alltagsrelevanz und eine zentrale Rolle vor allem im Bezug auf den Aufbau und die Aufrechterhaltung von sozialen Beziehungen zu. Während Dialekt als normal, natürlich und praktisch sowie wichtig für den Kontakt mit den Leuten beurteilt wird, wird Standardsprache vor allem im Zusammenhang mit Schriftlichkeit eine wichtige Rolle zugeschrieben. Daneben wird aber komplementär zur Wahrnehmung, dass Dialekt eine wichtige Rolle für soziale Interaktion besitze, auch angesprochen, dass Standard eine psychologische Schwelle darstellen und zu Distanz führen könne.

Wie in der Übersichtstabelle im Anhang ersichtlich ist und auch aus den unterschiedlich großen Wortwolken hervorgeht, äußern sich nicht alle Teilnehmenden zu jeweils allen drei Kategorien. In Ausnahmefällen (Vitor) werden überhaupt keine differenzierenden Bewertungen gefällt und nur wenige Personen (Stan, Milot und Veronica) geben Einschätzungen über alle drei beobachteten Dimensionen hinweg ab.

Die Einstellungen spiegeln teilweise das Verhalten der Personen wider oder machen dieses besser erklärbar. Wenn etwa Joanna Dialekt zwar trotz seiner schwierigen Buchstabenkombinationen mag, sich aber offenbar auch keine besondere Mühe gibt, ihn zu sprechen, da Standardkompetenz insbesondere im Zusammen-

¹ Danke an Adrian Leemann für den Hinweis darauf.

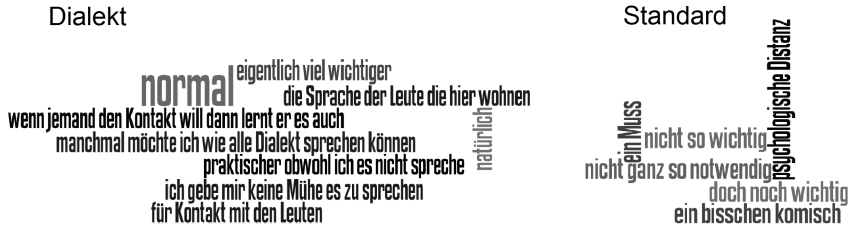


Abb. 7.3: Gegenüberstellung der Einstellungen zur Notwendigkeit bzw. Relevanz von Dialekt links und Standard rechts

hang mit Schriftlichkeit für sie beruflich relevant ist, gibt dies Aufschluss über ihren offenen Umgang mit dem Einmischen vieler dialektaler Elemente in ansonsten standardnahes Sprechen. Bei Ahmed decken sich die Spracheinstellungen sehr gut mit seinem Sprachverhalten: Obgleich er in der Schweiz Dialekt als natürlich betrachtet, fühlt er sich im Standard wohler und bevorzugt ihn daher im Gespräch auch deutlich. Arbid bevorzugt Dialekt, dennoch betont er, dass für in der Schweiz lebende Personen Standard eben auch ein Muss sei, um verschiedene Personen verstehen, Zugang zu Medien haben und mit Schriftlichkeit umgehen zu können. Bei Behard, Hakan und James geben die subjektiven Einschätzungen vergleichsweise wenige Erklärungshinweise für das objektiv beobachtete Sprachverhalten.

In manchen Fällen divergieren die subjektiven Einschätzungen und das beobachtbare Sprachverhalten auch. Loren beispielsweise findet Dialekt normaler und langsamer und spricht ihn auch häufiger, obwohl sie findet, dass Standard richtiger klinge. Jeans subjektive Einschätzungen verdeutlichen, dass sie gerne Dialekt gelernt hätte, wobei sich dies jedoch für sie aus familiären Gründen, die im nächsten Abschnitt noch genauer erwähnt werden, sehr schwierig gestaltete. Ob Beth aufgrund des Eindrucks, dass sie bei Dialekt einen Golfball im Mund habe, überwiegend Standard spricht, obwohl sie Dialekt eigentlich als viel wichtiger beurteilt, kann nur gemutmaßt werden. Welche Einstellungskomponenten auf kognitiver und affektiver Seite den Ausschlag über die Sprachgebrauchs- und Spracherwerbsabsichten geben, lässt sich nicht eindeutig voraussagen. Nur retrospektiv lässt sich beobachten, welche sich stärker durchgesetzt haben. Es wäre etwa auch denkbar, dass die konvergierenden Anteile bei Stan (heimelig, aber weder elegant noch gepflegt, die Sprache der Schweizer/-innen) in entgegengesetzten Sprechabsichten, nämlich einem Vorzug der Standardsprache, münden könnten. In seinem speziellen Fall hat jedoch seine stark sozial-integrative Ausrichtung zur Orientierung am lokalen Dialekt geführt. Weitere Beispiele hierfür werden im folgenden Abschnitt noch genauer erläutert.

Bei einer genaueren Betrachtung der einzelnen Einstellungskomponenten in der Übersichtstabelle im Anhang fällt schließlich noch auf, dass insbesondere diejenigen Personen, die stärker mischen, häufig weniger stark kontrastierende Einstellungen und weniger detaillierte Eindrücke bezüglich Dialekt und Standard äußern. Ein konkretes differenzierendes sprachliches Merkmal konnte nur von Julio genannt werden und auch die Attribute, die im Zusammenhang mit dem wahrgenommenen Wohlklang, der Schwierigkeit und der Notwendigkeit genannt werden, bleiben in diesen Fällen zumeist sehr allgemein. Maria-Luisa tut beispielsweise unsere Fragen mit „ich bin nit ein expert in deutsch“ (14:56) ab. Die stark funktionale Ausrichtung, im Rahmen derer vor allem die Fähigkeit zur Verständigung im Vordergrund steht, wofür jede Art von Deutsch genügen kann, schließt eine starke Fokussierung auf Form aus. Welche genauen Vorstellungen von den beiden Codes als beurteilten Objekten herrschen und ob diese tatsächlich abgrenzend wirken können, bleibt bei den Personen, die Dialekt und Standard stark mischen, folglich schwierig zu beurteilen. Bei ihnen fehlen in den meisten Fällen zudem ausführlichere Reflexionen und Begründungen zum eigenen und fremden Sprachgebrauch.

7.2 Dialekt und Standard im Gefüge verschiedener Sprachideologien

Übergeordnet zu einzelnen und individuellen Spracheinstellungen können sprachliche Ideologien beobachtet werden, in die Einzelwahrnehmungen eingebettet sind. Als kollektive Norm- und Wertvorstellungen bilden sie die Basis dafür, sprachliche Praktiken zu erklären, zu beurteilen und zu rechtfertigen und tragen in dieser Form wesentlich zur Gestaltung der sprachlichen und sozialen Wirklichkeit bei. Die Einstellungen von Personen gegenüber Sprachvarietäten sowie gegenüber den Menschen, von denen sie verwendet werden, und die Situationen, in denen sie zum Einsatz kommen, bündeln sich in sprachlichen Ideologien.

Auf diese Weise bilden sprachliche Ideologien die kognitiven Fundamente einer jeden Sprachkultur. Sie bestimmen und legitimieren den Umgang einer Gesellschaft mit sprachlicher Variation und zugleich auch mit sprachlich definierbaren sozialen Gruppen. (Maitz 2015: 206)

Dementsprechend können auch der Gebrauch von Dialekt und Standard, die in der Deutschschweiz nebeneinander existieren, im Lichte der impliziten Normen der Sprachgemeinschaft betrachtet werden, was an dieser Stelle noch einmal kurz rekapituliert werden soll. Die diglossische Ideologie steht bei Autochthonen im

Zentrum von verschiedenen zusammenhängenden Sprachideologien: Die Relevanz der Trennung zwischen den beiden Codes ist eng verknüpft mit der sozialen und identitätsstiftenden Funktion von Dialekt in der Deutschschweiz. Im Gegenzug wird Standarddeutsch von Schweizerinnen und Schweizern nicht selten als Fremdsprache bezeichnet (Ender & Kaiser 2009; Hägi & Scharloth 2005), was zumindest das Unbehagen im Umgang mit gesprochenem Standard ausdrückt. Die implizite Norm einer durchgängigen Dialektverwendung im Gespräch mit Autochthonen wird gegenüber Allochthonen abhängig von deren eigener Ausdrucksform und Zugehörigkeitssignalen zugunsten von Standardgebrauch durchbrochen.

Die Möglichkeit der eindeutigen Trennung wiederum basiert auf der idealisierten Vorstellung von reinen und prototypischen Formen von Dialekt einerseits und Standard andererseits. Für Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer besteht kein Kontinuum zwischen Dialekt und Standard (Christen 2000: 247; Hove 2008: 63). Die beiden Codes lassen sich in Produktion und Rezeption eindeutig auseinanderhalten, und nur selten – unter Umständen in Gesprächen mit Allochthonen – werden bei autochthonen Sprecherinnen und Sprechern Verstöße gegen diese impliziten Gebrauchsnormen beschrieben (Petkova 2011; Christen et al. 2010: 130–136). Es existiert keine explizite Normierung, jedoch zeigt sich bei den Dialektsprachigen ein regelrechtes Beharren auf der Aufrechterhaltung des kognitiven Modells der strikten Trennung von Dialekt und Standard (Ender & Kaiser 2009; Petkova 2012).

Auf Seiten der Zweitsprachlernenden beeinflussen die Beurteilungen von Kosten und Nutzen der sprachlichen Anpassung an die Umgebung das Lern- und Sprachgebrauchsverhalten auf den verschiedenen Ebenen, wie dies bereits im Zuge der vorangegangenen Erläuterungen zur sozialen Einbettung des Spracherwerbs betont wurde. Untrennbar damit verbunden ist die Auseinandersetzung mit den Sprachideologien als konzeptuelle Schemata vom Verhältnis zwischen Sprache(n) und sozialer Realität der Zweitsprachbenutzenden. Dabei eröffnet sich im gegebenen Kontext ein Spannungsfeld verschiedener Dimensionen: Zweitsprachbenutzende können etwa den Dialekt als die Sprache der Schweiz und daher als ihr angestrebtes Gebrauchsziel definieren – z. B. „i rede d’spraach vo de lüüt, wo da wohne“ (Stan). Andere hingegen definieren zwar Dialekt als Sprache der Schweiz, aber nicht für ihren eigenen Gebrauch als „Nicht“-Schweizer/-in, wenn z. B. der Versuch Schweizerdeutsch zu lernen angesichts von hohen Purismusansprüchen als nicht realistisch beschrieben wird: „es tönt einfach komisch, ... das wirst du nie schaffen“ (Ahmed). Abgesehen davon nehmen viele Lernende eine sehr funktionale Haltung, d. h. sie streben eine Art von Deutsch an, die für ihre alltägliche Kommunikation ausreicht: „mängs mal i merke nicht ... ich spreche einfach, was ich weiss (–) hochdeutsch oder schwiizerdütsch“ (Jose).

Zweitsprachbenutzende orientieren sich folglich in unterschiedlichem Ausmaß und auf verschiedenen Ebenen an den in der Sprachgemeinschaft präsenten Einstellungen und Ideologien. In Abschnitt 4.3 zur qualitativen Analyse von gemischten Äußerungen wurde ausführlich aufgezeigt, dass die interviewten Personen der vorliegenden Untersuchung häufig gegen die strikte Dialekt-Standard-Trennung der autochthonen Umgebungsgemeinschaft verstoßen und die Varietäten auf eine Art und Weise mischen, die für autochthone Sprecher/-innen nicht der Regel entspricht. Auf der Basis ihrer täglichen Interaktionen, ihren aus den Erstsprachen mitgebrachten Ideologien und ihren persönlichen Beweggründen für das Sprachenlernen entwickeln Zweitsprachbenutzer/-innen gewisse Einstellungen gegenüber den beiden Codes und ihren Gebrauchsmöglichkeiten. Wie sich die Wahrnehmungen von Personen mit Deutsch als Zweitsprache bezüglich der involvierten Codes und ihres Sprachgebrauchs im Verhältnis zu bestimmten sprachlichen Ideologien verhalten, steht im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen.

Allochthone teilen nicht unbedingt die Haltung, dass strikt zwischen Dialekt und Standard unterschieden werden muss, sondern es stehen vielmehr funktionale Aspekte des kommunikativen Alltags im Vordergrund. Die Einschätzungen und Bewertungen, die diese Personen auf der Basis ihrer sprachlichen Äußerungen erfahren, bleiben jedoch nicht folgenlos (Ender 2015). Mischen wird als nicht guter, prototypischer Dialekt betrachtet (u. a. Petkova 2012: 148–151), eine solche Ausdrucksform evoziert nicht nur schlechte Bewertungen, sondern kann auch eine besondere Reaktion, nämlich Wechsel in die Standardsprache, fördern. Manche Sprecher/-innen stehen dieser Tatsache vorbehaltlos gegenüber. Yagmur etwa gibt im unteren Ausschnitt in Z. 8 an, dass sie beide Codes gleichermaßen möge und die potentielle und tatsächliche sprachliche Reaktion ihrer Gesprächspartner/-innen nicht bewerte; sie misst der Sprachwahl ihrer Gegenüber laut ihren eigenen Angaben keinen grundsätzlichen Stellenwert zu, sondern macht ihr Gefallen vielmehr individuell von der Person abhängig, die spricht (Z. 2–3).

Ausschnitt 16: „Ich versteh alles.“ Yagmur (30:11)

(I-S = Standard sprechende Interviewerin, I-D = Dialekt sprechende Interviewerin, Yag = Yagmur, Erstsprache: Türkisch)

- 01 I-S: gefällt dir HOCHdeutsch?
- 02 Yag: kommt auch drauf AN-::
- 03 WER redet. |
- 04 I-D: u dä SCHWIIzerdütsch?
- 05 Yag: AUCH. |
- 06 I-D: EIS mee aus s_ANDere?
- 07 auso GHÖÖRSCH eis liäber?

08 Yag: also für MICH is beide glei--|
 09 ich versteh ALles;|

Gleichzeitig kommt es laut der Auskunft verschiedener Personen immer wieder zum Aushandeln, welcher Code gewählt werden könne oder solle. Aylin berichtet im nachfolgenden Ausschnitt (Z. 8–9) etwa auch, dass sie selbst Schweizer/-innen öfter auf die Möglichkeit, durchaus Schweizerdeutsch zu gebrauchen, hinweise. Dass dies gerade sie als Person mit stärkerer eigener Präferenz für den Standard tun muss, verwundert angesichts der Tatsache, dass Schweizer/-innen die Sprachsignale ihres Gesprächsgegenübers in die eigene Sprachwahl miteinbeziehen, wenig (Christen et al. 2010).

Ausschnitt 17: „Du musst nicht mit mir Hochdeutsch reden“ Aylin (26:08)
 (I-S = Standard sprechende Interviewerin, Ayl = Aylin, Erstsprache: Türkisch)

01 I-S: und wie findest du den Unterschied zwischen hochdeutsch und
 schweizerdeutsch?
 02 findest du den GROSS oder KLEIN?
 03 Ayl: also ich persönlich ähm verstehe beide GLEICH gut.|
 04 also (.) aber äbe SEIT ich (.) weil ich auch viel mit LEute bin,|
 05 und ich mache sie immer AUfmerksamkeit-::
 06 du musst NICHT mit mir hochdeutsch reden;|
 07 I-S: also SPREchen das personen an manchmal?
 08 Ayl: ja (.) ich ich SAge= ich sage,::
 09 du MUSST nicht hochdeutsch reden mit mir;|
 10 und dann SAgen sie-::
 11 sobald HOCHdeutsch redest,::
 10 ich rede das autoMATisch;|
 11 das KOMMT es ja;|
 12 I-S: und reden sie dann eher HOCHdeutsch mit dir?
 13 oder trotzdem BERNdeutsch;
 14 Ayl: äh wenn sie verGESsen (.) vergessen= wenn sie verGESsen,::
 15 dann geht es automatisch auf HOCHdeutsch,|
 16 und (-) aber ich wenn ich ich MERke,::
 17 wenn sie HOCHdeutsch reden-::
 18 dass sie sich ANstrengen;::
 19 und und WÖRter suchen-::
 20 um bis zum SCHLUSS sagen;|
 21 und es ist NICH so locker-|
 22 das SPÜRT man,|
 23 und DANN ich spreche das an (.) ja.|
 [...] (28:08)
 24 I-S: und geFÄLLT dir hochdeutsch?
 25 Ayl: ich DENke-::
 26 BEIde gefallen mir.|

27 also MANCHmal habe ich das gefühl,::
 28 am LIEBsten müchte ich AUCH berndeutsch reden wie alle andere;|
 29 aber ähm (-) ich habe nicht ähm (.) so weil ich (.) ich bin hier
 nich zu schule geGANGen;::
 30 ich habe am anfang NICHT so viele freunde gehabt;|

Aylin betont an dieser Stelle den Unterschied zwischen reinem Verständnis auf der einen Seite und den Konsequenzen für die Beziehungen im Gespräch auf der anderen Seite. Sie möchte nicht, dass Personen sich ihrerwillen anstrengen (Z. 16–23), was bei ihr offenbar auch zu dem Wunsch führt, ebenfalls den lokalen Dialekt sprechen zu können. Die Tatsache, dass sie nicht über diese Fähigkeit verfügt, bringt sie insbesondere damit in Verbindung – sie betonte an früherer Stelle schon, dass sie zu Beginn nicht viele Kontakte zu Schweizer/-innen hatte –, dass sie zu Beginn ihres Spracherwerbsprozesses wenig (Schweizer) Freunde hatte.

Dass standardnahes Sprechen von Zweitsprachlernenden gelegentlich auch zum Aushandeln der Frage nach dem im Gespräch bevorzugten Code führen kann, verdeutlicht ebenso der an früherer Stelle eingebettete Ausschnitt 6 von Hakan, der sich in solchen Fällen entsprechend seiner Auskunft für Standard entscheidet.

Aufgrund der starken identitätsbildenden Funktion der lokalen Dialekte kann die Sprachwahl auch als Zugehörigkeitssignal interpretiert werden. Dies betont insbesondere Stan, der anglophoner Herkunft ist, seit 24 Jahren in der Schweiz lebt und ebenfalls Erfahrungen mit dem Wechseln in die Standardsprache für allochthone Personen, die Teil des Deutschschweizer Lebensraums – und nicht etwa Touristinnen und Touristen – sind, gesammelt hat. Er beschreibt im folgenden Ausschnitt, dass Dialekt nur mit Personen gesprochen werde, die diesen beinahe fehlerfrei beherrschen; das Wechseln in die Standardsprache, das von Autochthonen u. U. sogar als kommunikatives Entgegenkommen intendiert sein kann, kommt für ihn jedoch dem Aufbauen von Distanz gleich (Z. 7–8):

Ausschnitt 18: „Eine psychologische Schwelle“ Stan (12:01)
 (Sta = Stan, Erstsprache: Englisch)

01 Sta: und HOOCHdütsch isch immer no- (-)::
 und hochdeutsch ist immer noch-
 02 es isch ÄNder gloub e-::
 es ist eher glaube ich eine-
 03 für SCHWIIzer isch_es-::
 für schweizer ist es-
 04 aso für schwiizer (-) wiä_n_I des erfahre-::
 also für schweizer wie ich das erfahre-

05 isch_es änder e psychoLogische (.) schwäue;|
 ist es eher eine psychologische schwelle;
 06 und denn sobald dass öpper net guet cha SCHWIIzerdütsch rede,::
 und dann sobald jemand nicht gut schweizerdeutsch sprechen kann,
 07 denn chunnts mit HOOCHdütsch;|
 dann kommt hochdeutsch zum zug;
 08 und denn isch e gwüsse distanz SOfort da.|
 und dann ist eine gewisse distanz sofort da.

Er betrachtet das Wechseln auch im Kontext der hohen Purismusansprüche von Seiten der umgebenden Sprachgemeinschaft. Seiner Erfahrung nach wechseln Schweizer/-innen insbesondere dann auf Hochdeutsch, wenn sie im Dialekt Fehler wahrnehmen. Veränderungen in der Sprachwahl führt er somit auf die Einschätzungen zur Dialektkompetenz zurück. Wenn diese von Schweizer Gesprächspartner/-innen als nicht ausreichend beurteilt werden, wozu seiner Erfahrung nach bereits kleine Abweichungen genügen, könne dies einen Wechsel in die Standardsprache bewirken.

Ausschnitt 19: „Sofort umgestellt“ Stan (16:16)
 (Sta = Stan, Erstsprache: Englisch)

01 Sta: am Aafang isch es (.) äh-::
 am anfang ist es äh-
 02 isch es SO dass-::
 ist es so dass-
 03 soBAUD dass e schwiizer so_n_e chliini (-) e chliine fähler
 hät GHÖrt;::
 sobald ein schweizer so eine kleine (-) einen kleinen fehler gehört hat;
 04 hät_er UMgstäut.|
 hat er umgestellt.

Eben diesem Sprecher erscheint der Abbau von Distanz und die Zugehörigkeit zur Deutschschweizer Sprach- und gleichzeitig Lebensgemeinschaft mithilfe von Dialekt zentral und er hat sich offenbar deshalb bewusst dafür entschieden, Schweizerdeutsch zu sprechen. Die implizite Norm, dass Dialekt – und zwar in möglichst reiner Form – die übliche und alltägliche mündliche Ausdrucksform darstellt, entwickelte sich auch für ihn zur persönlichen Orientierung in seinem Spracherwerb. Dieser sehr überzeugte und überzeugende Dialektsprecher beschreibt in diesem Sinne seine Beobachtung zur sprachlichen Interaktion von autochthonen Lehrkräften und allochthonem Reinigungspersonal an seinem Arbeitsplatz sehr eindrucksvoll:

Ausschnitt 20: „Das han i zrügghwise.“ Stan (15:22)
(Sta = Stan, Erstsprache: Englisch)

- 01 Sta: aber es hät (.) e taMIL;|
aber es gibt einen tamilen;
02 und mit (-) mit er redt (.) redt kei Änglisch;|
und mit mit er spricht (.) spricht kein englisch;
03 er redt numme DÜTSCH gloub en art.|
er spricht nur deutsch, glaube ich, auf eine art [eine art deutsch].
04 und i rede gäng mit ihm (-) BÄRNdütsch.| (-)
und ich spreche immer mit ihm berndeutsch.
05 und er chunnt guet NAche.| (-)
und er kommt gut mit [verstehet es gut].
06 und er redt mit MIR bärndütsch.| (-)
und er redet mir mir berndeutsch.
07 aber wenn ANgeri lehrer (lacht) mit ihm rede,::
aber wenn andere lehrer mit ihm reden,
08 rede sie immer HOCHdütsch;|
reden sie immer hochdeutsch.
09 d_schwiizer lehrer rede HOCHdütsch mit ihm.| (.)
die schweizer lehrer reden hochdeutsch mit ihm.
10 i ha kei ahnig wieso.| (--)
ich habe keine ahnung wieso.
11 er WOHNt da ds_bärn-:: (-)
er wohnt hier in bern-
12 hät KING worschiinlech-::
hat kinder wahrscheinlich-
13 hät e FROU-:: (-)
hat eine frau-
14 tuet daa irgendwiä verKEHre mit de lüüt-:: (---)
tut hier irgendwie verkehren mit den leuten-
15 wird aber immer uf (.) (lacht) HOCHdütsch aagsproche.|
wird aber immer auf hochdeutsch angesprochen.
16 ha kei AHnig wieso-|
habe keine ahnung wieso-
17 kei AHnig.|
keine ahnung.
18 das hei am aafang hei das o sehr viü schwiizer mit MIIR probiert.|
das haben am anfang haben das auch sehr viele schweizer mit mir probiert.
19 das han i ZRÜGGwise.|
das habe ich zurückgewiesen.
20 ha gseit NEI-|
habe gesagt nein-
21 aso (-) i rede jetzt wie DA;|
also ich spreche jetzt wie hier;
22 i rede d_SPRAACH vo de lüüt,::
ich spreche die sprache von den leuten,

Anhand eines Beispiels aus seinem Arbeitsumfeld kommentiert Stan die Sprachwahl von Schweizer/-innen kritisch (Z. 7–17), bevor er es auch auf seine eigenen Erfahrungen bezieht (Z. 18). Zusammen mit seinen Äußerungen zur Distanzierung durch Hochsprachgebrauch und seinem eigenen Widerspruch gegen solches Verhalten in den Zeilen 19–20 birgt dieser Ausschnitt eine überaus deutliche Begründung und Basis für sein eigenes Sprachverhalten, nämlich seine bewusste Entscheidung, „die Sprache der Leute, die hier wohnen“ zu lernen und zu sprechen.

Die soziale und identitätsstiftende Komponente des diglossischen Ideologienkonstrukts kann somit Impulse für die Wahl von Dialekt als Ziel des Lernprozesses oder als bevorzugte Ausdrucksform bei Migrantinnen und Migranten geben. Jener Teilaspekt der diglossischen Ideologie, der auf die Reinheit und Urwüchsigkeit des Dialekts fokussiert, kann im Kontrast dazu auch entgegengesetztes Verhalten bewirken, nämlich Wahl des Standards. Zudem prägen auch Sprachideologien aus der Erstsprache und sogenannte „soziolinguistische Interferenz“ (Durrell 1995: 417) die Auf- bzw. Abwertung von regionalen Sprachformen. Entsprechende Mechanismen wurden bereits in Abschnitt 4.1 im Zuge der Beobachtungen zu den sprachlichen Repertoires thematisiert.

Auf die bereits angesprochenen Reinheitsvorstellungen bezüglich lokaler Dialekte nimmt auch Ahmed Bezug, ein Zweitsprachenbenutzer mit türkischem Hintergrund, der seit 16 Jahren in der Schweiz lebt. Im folgenden Ausschnitt spiegelt er die Haltung wider, dass eine bloße Annäherung an Dialekt nicht genüge:

Ausschnitt 21: „Das tönt einfach so komisch.“ Ahmed (38:03)
(Ahm = Ahmd, Erstsprache: Türkisch)

- 01 Ahm: ja aso (-) wahrSCHEINlich ist es halt-|
02 aso (-) ich hab mich auch nur nicht richtig äähm (1.5) äh daran
so interesSIERT so-| (-)
03 eben (-) ich hab mich nicht richtig ääh so gePUSCHT-::
04 um (-) SCHWEIzerdeutsch zu lernen. | (1.5)
05 ich will EINFach;:: (---)
06 aso ich FINde es ein bisschen-: (-)
07 jetzt wenn (-) es gibt so deutsche KUNden (---) jetzt am äh-::
08 die ich immer wieder am TELe fon habe, |
09 und sie geben sich MÜhe (--) schweizerdeutsch zu reden; (-)|
10 das tönt einfach so KÖmisch. |
11 da DENke ich mir hey-: (lachen 0.6)
12 LASS es doch (lacht) sein. | (lachen 1.2)
13 du wirst es NIE schaffen und-|

Ahmed erwähnt hier, dass der Versuch von anderen allochthonen Personen, Dialekt zu sprechen, komisch klinge (Z. 7 bis 10). Er ist der Meinung, dass Dialektkompetenz für Allochthone ein unerreichbares Ziel sei (Z. 13), weshalb er eine Annäherung nicht als Erfolg, sondern stets als Abweichung von einem reinen, mustergültigen Dialekt betrachte. Um nicht mit dieser stetigen Unzulänglichkeit konfrontiert zu sein, entscheidet er sich ganz offensichtlich für den Standard und lässt Dialektgebrauch etwas ganz ureigen Schweizerisches sein.

Diese Entscheidung, Dialekt aufgrund von hoher Ursprünglichkeit und idealisiertem Purismus nicht als Lernziel zu definieren, wird jedoch nicht von allen Lernenden selbst gefällt. So beschreibt Jean, eine Frau mit anglophonem Hintergrund, die seit 29 Jahren in der Schweiz lebt, mit Bedauern, dass Dialekterwerb durch ihre Umgebung gar nicht unterstützt wurde und sie den Eindruck gewann, sich an ein streng gehütetes Geheimnis heranzuwagen:

Ausschnitt 22: „Geheimsprache“ Jean (15:25)
(Jea = Jean, Erstsprache: Englisch)

01 Jea: und (--) vielleicht nach zwei JAHren (-) oder vielleicht nur
 anderthAlb (-) habe ich gewAgt--: (-)
02 ein SCHWEIzederdeutschkurs (-) äh in der migrosklubschule hier
 in bern (-) zu besuchen 20 lektionen.| (-)
03 vielleicht habe ich es zwei MAL (--) gemacht-|
04 ich WEISS nicht;| (---)
05 mein MANN war nicht ganz so zufrieden,|
06 er spricht BERNdeutsch nicht,| (---)
07 und äh (---) die faMILie und auch unsere NACHbarschaft (-) das (.)
 die waren alle so HILFreich beim deutschlernen;|
08 (-) nicht beim (-) SCHWEIzederdeutsch.|
09 sie haben es nicht GERN gehabt.| (-)
10 es war wie ich (-) ein schweizer äh ein gehEImsprache (-) ver=
 versucht habe (-) hiNEINzudringen.|
11 es war WIRKlich (-) merk (-) bemErkenswert;| (--)
12 dass (-) die waren plötzlich nicht mehr (-) HILFreich,::
13 und hat gesagt (--) am SCHLUSS ist es gekommen;: (-)
14 bitte (-) KEIN schweizerdeutsch-|
15 es TÖNT nicht gut.| (-)
16 und is und in der familie haben wir vier diaLEKten;| (-)
17 nicht einmal BERNdeutsch;| (-)
18 und ich habe ALles gemischt.| (1.5)
19 und (-) so (-) dann und wir haben (-) kein HUND gehabt und keine
 KINder hier,::
20 und (-) ich spreche (--) bis zu heute (--) KEIN schweizerdeutsch.|
21 aber ich versteh_es SCHON,|

In der Äußerung der Sprecherin erscheinen die sprachlichen Ideologien der autochthonen Bevölkerung wieder als zentrales Element. Die Schweizer/-innen im unmittelbaren Umfeld der Zweitsprachlernenden nehmen folglich eine Schlüsselrolle bezüglich der Beurteilung ein, welche Sprache geeignet ist und wer legitime Sprecher/-innen des Dialekts sind (Z. 7–15), und beeinflussen damit, wie sich Allochthone in der Sprachgemeinschaft positionieren können und wahrgenommen werden. Es wird deutlich, dass das Festhalten an der diglossischen Ideologie mit den in weiterer Folge verbundenen Vorstellungen von der Reinheit der Dialekte auch mit einer gewissen Macht verknüpft ist. Ideologien legitimisieren bestehende Beziehungen und Machtverhältnisse durch die Wiederholung von üblichen Verhaltensweisen, in denen diese Machtdifferenzen als selbstverständlich gelten (Fairclough 2001). Demnach erschweren es die Ideale der strikten Trennung, der Hochhaltung des Dialekts als ein spezifisches Deutschschweizer Charakteristikum und der Unverfälschtheit der Dialekte den Allochthonen, sich der Sprachform zu bedienen, die sie als gleichgestellte Sprecher/-innen auszeichnen könnte. Wenn gleich die von Jean beschriebene Wahrnehmung natürlich nicht bei allen Zweitsprachbenutzenden zutrifft, sollten Autochthone dennoch ein entsprechendes kritisches Bewusstsein dafür aufbauen, wie sie durch eigenes Sprachverhalten auch die Sprachgebrauchsmöglichkeiten und die in weiterer Folge damit in Zusammenhang stehenden sozialen Positionierungsfragen von mehrsprachigen Personen beeinflussen.

7.3 Einstellungen und Ideologien als Richtungsweiser für Sprachgebrauch

Dialekt und Standard stehen in der Deutschschweiz in einem Gefüge von Normen und Ideologien nebeneinander, das auch auf den Spracherwerb und die Sprachverwendung von Migrantinnen und Migranten starken Einfluss ausübt. Sprachverhalten ist stets der Bewertung ausgesetzt; dass gewisse Ausdrucksweisen geringer geschätzt werden als andere, kann unweigerlich auch auf die Bewertung der sprechenden Personen und das von ihnen Gesagte übergreifen. Ausdrucksformen, die mit impliziten Normen der umgebenden Sprachgemeinschaft konform gehen oder gegen diese verstoßen, sind konsequenzenreich für die soziale Positionierung. So können Verstöße gegen die Spracheinstellungen der autochthonen Sprecher/-innen bewirken, dass Allochthone auch auf der Basis dieses Sprachgebrauchs als sozial nicht gleichgestellte Personen im Lebens- und Sprachraum bewertet werden. Wissen über die Verwendungsmuster von Dialekt und Standard hingegen gibt die Möglichkeit, sich mit anderen stärker zu identifizieren, sich ihrem

Sprachgebrauch anzupassen und damit Empathie und Solidarität auszudrücken (Regan 2010: 22), weshalb die Verwendung der beiden Codes für Migrantinnen und Migranten mehr als nur eine erfolgreiche Übermittlung von Information darstellt.

Der Blick auf die beiden im Input beteiligten Codes wird in der vorliegenden Gruppe von Zweitsprachlernenden vorwiegend in der Form von Einstellungen bezüglich der Dimensionen Wohlklang, Schwierigkeit und Notwendigkeit beobachtbar. Am häufigsten, wenn auch am allgemeinsten äußern sich Zweitsprachbenutzende im Gespräch hinsichtlich der Unterschiede oder beim Thematisieren des Gefallen mit vergleichenden ästhetischen Urteilen: Dialekt/Standard gefällt besser oder Standard/Dialekt klingt „lustig“, „aggressiv“, „gepflegt“, „richtig“, „als ob man einen Golfball im Mund hätte“ oder Dialekt/Standard ist „musikalisch“, „langsam“, „heimelig“, „schön“. Dabei lassen sich neben teilweise individuellen Wahrnehmungsaspekten und Präferenzen auch Muster beobachten, die z. T. bereits für autochthone Sprecher/-innen beschrieben wurden (Berthele 2006). Es könnte nicht nur sozial gelernt, sondern auch in bestimmtem Umfang auf wahrnehmbare Eigenschaften zurückzuführen sein, wenn etwa Dialekt als „langsamer“ oder „weicher“ und Standard als „aggressiver“ oder „peppiger“ beschrieben wird. Daneben gibt es Bewertungen zur Schwierigkeit der beiden Codes, im Rahmen derer der Dialekt zwar von manchen durchaus auch als schwierig wahrgenommen wird, der Standard jedoch ausschließlich derartige Zuschreibungen erfährt. Hier scheint sich die gängige Wahrnehmung von der Überlegenheit von Standardvarietäten zu offenbaren (Siegel 2006; Preston 2018). In den Bewertungen zur alltäglichen Relevanz und Notwendigkeit der beiden Codes legen die Zweitsprachbenutzenden ein großes Bewusstsein für die soziale und identitätsbildende Dimension des Dialektgebrauchs in der Deutschschweiz an den Tag (Werlen 2005).

Gleichzeitig verbleiben viele der Einstellungen im Hinblick auf die exakte Beschaffenheit des bewerteten Objekts in einer gewissen Vagheit. Die befragten Personen können nur selten konkrete unterscheidende Merkmale nennen und auch in den früher beschriebenen Aufgaben zu Übersetzungen und Entscheidungen zeigen sich vielfach Schwierigkeiten bei der Differenzierung von Dialekt und Standard. Viele Personen ergänzen ihren beobachtbaren Sprachgebrauch jedoch durch wertvolle Hinweise in Bezug darauf, warum sie bestimmte Sprachgebrauchsweisen an den Tag legen. In anderen Fällen bestehen jedoch keine einfachen Korrelationen zwischen geäußerten Einstellungen und dem tatsächlichen Sprachverhalten, da sich Bewertungsdimensionen oder Einstellungskomponenten sehr unterschiedlich durchzusetzen scheinen, wie dies Kalaja et al. (2018) ansatzweise auch für Lernende im Klassenzimmer anführen.

Zweitsprachbenutzer/-innen nähern sich bei ihrem Blick auf Dialekt und Standard in vielen Fällen dem Blick auf die Varietäten an, der auch bei Autochthonen beobachtet werden kann. So entspricht bei den befragten Zweitsprachbenutzen-

den auch die wahrgenommene große Distanz zwischen Dialekt und Standard der Einschätzung von Muttersprachler/-innen (Studler 2017). Die Annäherung auf Seiten der Einstellungen erscheint sogar größer als in den tatsächlich beobachteten Sprachgebrauchsmustern, wo nur eine vergleichsweise kleine Zahl von Sprecher/-innen Dialekt tatsächlich favorisiert. Viele offenbaren in den beobachtbaren Daten Mühe damit oder gar kein Bedürfnis danach, die beiden Codes auseinanderzuhalten, oder sie verwenden Standardsprache in alltäglichen Situationen, in denen von Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern Dialekt verwendet würde. Die strikte Trennung zwischen Dialekt und Standard beinhaltet verschiedene ideologische Aspekte wie das Hochbewerten der Reinheit der beiden Codes oder die Beurteilung des Dialekts als die Sprachform der In-Group der Schweizer/-innen. Diese Aspekte interagieren auch bei Zweitsprachbenutzenden und können die Ausgangslage für den Erwerb oder Gebrauch von Dialekt und/oder Standard in eine gewisse Schräglage bringen. Die Gewichtung einzelner Komponenten beeinflusst, ob nun eher Dialekt oder Standard oder einfach irgendeine Art von Deutsch das intendierte Ziel von Erwerb und Verwendung ist. Das Mischen von Dialekt und Standard oder die Verwendung einer standardnahen Sprechweise ist zwar in funktionaler und kommunikativer Hinsicht unproblematisch und beeinträchtigt die Interaktion wenig, denn beide Codes werden von Schweizer Personen problemlos verstanden. Es ist jedoch neben anderweitigen Abweichungen von zielsprachlichen Normen auf lautlicher oder grammatischer Ebene ein weiteres Zeichen für Allochthonie, die zu variierender Bewertung der Sprecher/-innen führen kann. Die bewusste oder unbewusste Entscheidung für Dialekt oder Standard oder das Mischen von beidem hat Folgen für die Wahrnehmung und Positionierung von Sprecherinnen und Sprechern als Mitglieder der Sprachgemeinschaft, derer sich manche Sprecher/-innen wie Aylin, Ahmed, Stan oder Jean sehr offensichtlich bewusst sind.

Auf der Basis des Hochhaltens von Purismus- oder Ursprünglichkeitsansprüchen oder auch des möglichen Werts für Zugehörigkeit zur sozialen Gruppe scheinen sich Zweitsprachbenutzende selbst für oder gegen Dialekt zu entscheiden. Solche Lern- und Sprechentscheidungen müssen allerdings auch von der Umgebung mitgetragen werden. Wenn eine Sprachform gegenüber Allochthonen scheinbar unter Verschluss gehalten wird, erschwert dies unter Umständen die Möglichkeit, als ein gleichgestelltes Mitglied der Lebens- und Sprachgemeinschaft betrachtet zu werden. Trotz der Spezifik der Deutschschweizer Situation gelten Erkenntnisse aus der Analyse unter anderen Vorzeichen auch für andere Spracherwerbs- und Sprachhandlungskontexte: Nicht jede funktionale Sprachverwendung öffnet Lernenden alle Türen. Muttersprachliche Normen, die stark von ideologischen Vorstellungen beeinflusst sind, sind jedoch nicht immer das oberste Ziel im ungesteuerten Spracherwerb (Firth & Wagner 2007).

Verschiedene sprachliche Ideologien stecken die Sprachgebrauchsmöglichkeiten für Allochthone unterschiedlich ab. Inwiefern beispielsweise die Entscheidung, Dialekt zu sprechen, bei Allochthonen positiv oder negativ bewertet wird, kann sich interindividuell sehr unterschiedlich gestalten. Zum einen ist es möglich, dass eine Annäherung an Dialektsprechen nicht positiv aufgenommen wird, weil die Unverfälschtheit nicht gesichert ist. Zum anderen kann es als positives soziales Signal interpretiert werden. Im Gegenzug kann eine Ablehnung von Dialektsprechen als mangelnde integrative Orientierung gedeutet werden. Auf der Basis solcher Interpretationen kann soziale Ungleichheit entstehen. Ideologien legitimisieren Machtunterschiede und soziale Ungleichheiten, und das sprachliche Abweichen von impliziten ideologischen oder expliziten präskriptiven Normen stärkt die Position derer, die bereits den Status von legitimen Sprecherinnen und Sprechern haben. Ideologien können für Autochthone ihre Abgrenzung und die Konsolidierung der eigenen Position gegenüber allochthonen Sprecher/-innen rechtfertigen (Fairclough 2001). Es ist deshalb auch auf Seiten der autochthonen Gesprächspartner/-innen wert, sich der mit Ideologien verbundenen Mechanismen bewusst zu werden und ihnen einen kritischen Blick in Bezug auf soziale Hierarchien und ungleich verteilte Mittel und Kräfte zuteil werden zu lassen.